

*Bei Droemer Knaur ist bereits
folgendes Taschenbuch der Autorin erschienen:*
Der Geiger
Die andere Hälfte der Hoffnung

Über die Autorin:

Mechtild Borrmann wurde 1960 geboren und lebt heute in Bielefeld. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie am Niederrhein. Bevor sie sich dem Schreiben von Kriminalromanen widmete, war sie u.a. Tanz- und Theaterpädagogin, Groß- und Außenhändlerin und als Gastronomin tätig. Seit 2011 ist Mechtild Borrmann freie Schriftstellerin. 2012 wurde ihr Roman »Wer das Schweigen bricht« mit dem Deutschen Krimi Preis 2012 ausgezeichnet.

Weitere Informationen über die Autorin und ihre Romane unter www.mechtild-borrmann.de.

Mechtild Borrmann

Wer das Schweigen bricht

Roman

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**

Vollständige Taschenbuchausgabe Oktober 2014
Droemer Taschenbuch
Copyright © 2011 by Pendragon Verlag Bielefeld
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Getty Images/Erik Rank
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30418-1

2 4 5 3 1

Für Peter Gogolin

»Zu denken ist die Geschichte leicht, einzusehen aber schwer für all jene, die sie am eigenen Leib erfahren.«

Albert Camus (1913–1960)

Personen

Damals:

Die Jugendfreunde:

Therese Pohl	<i>geboren 1922</i>
Leonard Kramer	<i>geboren 1921</i>
Hanna Höver	<i>geboren 1921</i>
Jacob Kalder	<i>geboren 1920</i>
Alwine Kalder	<i>geboren 1922</i>
Wilhelm Peters	<i>geboren 1920</i>

Siegmund Pohl	<i>Arzt und Vater der Therese Pohl</i>
Margarete Pohl	<i>Mutter der Therese Pohl</i>
Gustav Höver	<i>Bauer und Vater der Geschwister Hanna und Paul Höver</i>
Hollmann	<i>Hauptsturmführer der SS</i>

1998:

Robert Lubisch	<i>Arzt und Sohn des Friedhelm Lubisch</i>
Rita Albers	<i>Journalistin</i>
Karl van den Boom	<i>Hauptwachtmeister</i>
Steiner	<i>Hauptkommissar im K11</i>
Brand	<i>Kommissar im K11</i>
Theo Gerhard	<i>Polizeiobermeister a.D.</i>
Thomas Köbler	<i>Journalist und Freund der Rita Albers</i>
Tillmann und Therese Mende	<i>Unternehmer</i>

Kapitel 1

12. November 1997

Wie still. War es hier immer so still gewesen? Robert Lubisch stand am Fenster und sah hinaus in den Garten.

Am Ende des weitläufigen Grundstücks schimmerten die hohen Douglastannen fast blau vor einem milchigen Himmel. Frühnebel lag wie gezupfte Watte auf dem Rasen, warberte um die Rhododendronbüsche und den Sockel der lebensgroßen marmornen Diana, die wehrhaft, mit einem Bogen in der Hand, fror. Immer hatte sie so gefroren, nur manchmal, wenn im Sommer die Mittagssonne senkrecht in den Garten fiel, hatte der Stein golden und warm geschimmert.

Er erinnerte sich noch an den Tag, an dem sie aufgestellt worden war. Ein Teil des Gartenzaunes musste abgerissen werden, damit der Lastwagen in den Garten fahren konnte. Er war elf oder zwölf Jahre alt gewesen. Ihr Gewand ließ die rechte Brust frei, und in den ersten Wochen, immer wenn er sich unbeobachtet glaubte, stieg er auf den Sockel und fuhr mit den Fingern über die perfekt modellierte Brustwarze. Die kleinen Unebenheiten und die glatte kühle Kuppe unter den Fingerspitzen, hatten seine ersten sexuellen Phantasien angeregt.

Er stellte sich Diana in seinem kleinen Garten in Hamburg vor, eingepfercht zwischen Terrasse und der Hecke zum Nachbargrundstück. Er lächelte.

Zu groß. So war es mit allem, was er mit seinem Vater verband. Alles war ihm, Robert, immer zu groß vorgekom-

men. Die Gesten, das Haus, die Feste, die Reden, die Ansprüche und Erwartungen.

Um Diana sollte sich der Kunst- und Antiquitätenhändler kümmern, der den Verkauf der Bilder, Skulpturen, Bücher und Möbel bereits in die Hand genommen hatte. Vielleicht wollten sie ja auch die Käufer des Hauses übernehmen.

Robert Lubisch trug einen Karton mit Unterlagen, der Schmuckschatulle seiner Mutter und Büchern, von denen er sich nicht trennen wollte, in die Halle. Einige wenige Bilder und Skulpturen standen, eingewickelt in luftgepolsterte Folien, an der Wand. Das waren die Dinge, die er mit nach Hamburg nehmen würde.

Das Haus zu verkaufen war ein nüchterner und logischer Entschluss gewesen, aber jetzt schmerzte es. Der Mutter war er, bis zu deren Tod vor sechs Jahren, nahe gewesen, aber den Ansprüchen des Vaters hatte er nie genügt. Und jetzt, hier in diesem langsam sich leerenden Haus, wurde ihm bewusst, dass er sich nicht mehr mühen musste, dass es vorbei war. Aber eben auch, und das war der Schmerz, dass er jetzt für immer ungenügend bleiben würde.

Sein Blick blieb an der mahagonifarbenen breitgeschwungenen Holztreppe hängen, die von der Eingangshalle hinauf in den ersten Stock führte. Als Kind war er auf dem polierten Handlauf einen perfekten Bogen gerutscht.

Dem Vater war diese Villa am Stadtrand von Essen, zwischen Schellberger Wald und Baldeneysee, wichtig gewesen. Ein Statussymbol, das sich nur wenige leisten konnten. Im Laufe der Jahre waren seine Eltern hier wohl wirklich heimisch geworden, und nach dem Tod der Mutter blieb der Vater wohnen. Acht Zimmer. Über dreihundert Quadratmeter.

Er ging zurück in das Arbeitszimmer.

Hier hatte Frau Winter, die Haushälterin, die schon seit

dreißig Jahren im Haus zuständig war, ihn vor zehn Tagen gefunden. In seinem Sessel sitzend, die Lesebrille auf der Nase und die Tageszeitung auf dem Schoß. »Einen beschäftigten Eindruck hat er gemacht«, hatte sie am Telefon auf seine Frage, ob er friedlich gestorben sei, geantwortet, »ganz beschäftigt, bis zuletzt.«

Die Todesanzeige im Namen der Familie, die er aufgegeben hatte, war untergegangen neben den halb- und ganzseitigen Anzeigen des Stadtrates, des Vertriebenenverbandes und der Lubisch AG.

Über zweihundert Trauergäste erwiesen dem Vater die letzte Ehre. Der Kirchenchor sang »Korn, das in die Erde, in den Tod versinkt«, und am Grab bliesen drei Trompeter den Zapfenstreich. Kränze stapelten sich, sodass man die Aufschriften auf den Schleifen kaum lesen konnte. Der Bürgermeister, das Bauamt, der Stadtrat, diverse Firmen, mit denen er zusammengearbeitet hatte, der Vertriebenenverband, dem er schon zu Lebzeiten einen Teil seines Vermögens überschrieb, und natürlich die Lubisch AG, die der Vater vor fünf Jahren als Lubisch GmbH verkaufte. Der Name war geblieben, darauf hatte der Alte bestanden.

Er strich mit den Fingern über die hochglanzpolierte Schreibtischplatte aus Nussbaum. Nach dem Tod der Mutter war er nicht oft hergekommen. Der Geburtstag und die obligatorischen Besuche an Ostern und Weihnachten. Sein Vater hatte in ihm den Nachfolger im Bauunternehmen gesehen. Als er sich für ein Medizinstudium entschied, war es zum Bruch gekommen, und obwohl sie beide in den Jahren danach das Thema mieden, stand es immer zwischen ihnen, hörte er den Vorwurf in der Stimme des Alten, wenn das Gespräch auf das Unternehmen kam.

Der Vater leitete die Firma noch bis zu seinem 74. Lebens-

jahr, stur daran festhaltend, dass sein Sohn es sich anders überlegen würde, dass er doch noch »vernünftig« würde.

Robert Lubisch sah auf die Uhr. Der Makler kam um 9.00 Uhr mit den ersten Kaufinteressenten. Wenn sie das Haus besenrein übernehmen wollten, würde er eine dieser Entrümpelungsfirmen beauftragen.

Das Wort versetzte ihm einen Stich, er kam sich grob vor. Was würde bleiben von dem großen Friedhelm Lubisch? Ein Firmenname und die Symbole, die hier in der Halle standen, und die er in Hamburg ab und an zur Hand nehmen würde.

Er räumte die Schreibtischschubladen aus. Ganz unten fand er Briefe der Mutter, sorgfältig gebündelt. Er lächelte. So war er auch gewesen, der alte Sturkopf. Wenn er noch lebte, würde er diese kleine Sentimentalität vehement leugnen und wahrscheinlich behaupten, dass er sie der Mutter zuliebe verwahrt habe.

Neben den Briefen fand er ein Zigarrenkästchen aus fein gemasertem, dunklem Holz. Auf der Deckelmitte, in einem eingelassenen Oval aus Perlmutter eingefräst, zog ein Pferd mit breiten Hufen schwer an einem Planwagen. Der eingebraunte Schriftzug »Brasil 100 % Tobacco« war abgegriffen. Im Inneren fand er einen SS-Ausweis, einen Passierschein und einen Entlassungsschein aus der Kriegsgefangenschaft. Ganz unten lag ein sepiafarbenedes Porträtfoto mit vergilbten, gezackten Rändern. Es zeigte eine junge Frau. Das Bild im Ausweis war unkenntlich, aber der Namenszug lautete: Wilhelm Peters. Der Passierschein trug keinen Namen. Nur der Entlassungsschein aus der Gefangenschaft trug den Namen des Vaters.

Robert betrachtete die Papiere. Die schwarzen Flecken im Ausweis waren durch Blut entstanden. Der Vater stammte aus Schlesien. Er war einfacher Soldat gewesen und kurz vor

Kriegsende in Gefangenschaft geraten. Aber wieso besaß er die Papiere eines Fremden?

Er hörte den Wagen des Maklers die Einfahrt hinaufkommen, legte die Dokumente zurück, schloss das Kästchen und warf es in den Umzugskarton, zu den Fotoalben und Unterlagen, um die er sich zu Hause kümmern wollte.

Als er nachts in Hamburg ankam, stellte er den Karton in die hintere Ecke seines Arbeitszimmers. Es sollten drei Monate vergehen, ehe er sich wieder damit beschäftigen würde.

Kapitel 2

18. Februar 1998

Maren Lubisch saß abends im Wohnzimmer über eines der Fotoalben gebeugt. Robert setzte sich dazu und betrachtete erstaunt die Bilder, die den Vater mit Mitte vierzig zeigten. Maren lachte. »Wenn ich es nicht wüsste, würde ich sagen, das bist du.« Die gleiche hohe Stirn mit den viel zu früh ergrauten Haaren. Die gerade Nase und der etwas strenge, schmale Mund. Nur die Gestalt hatte er mütterlicherseits geerbt. Während der Vater auf den Bildern eher bullig wirkte, waren seine Glieder lang und dünn.

Ein Foto zeigte sie beide im Arbeitszimmer hinter dem Schreibtisch. Er als Neun- oder Zehnjähriger auf der Armlehne des alten Mahagonisessels, neben dem Vater. Beide mit überraschtem Blick. Als Maren umblättern wollte, hielt er die Hand zwischen die Seiten und zog das Album näher heran.

Auf dem Foto sah man auf der Schreibunterlage ein geöffnetes Zigarrenkistchen.

»Warte mal.«

Er holte das Kästchen und stellte es neben das Album.

»Siehst du das?« Er deutete auf das Bild und spürte diese Unruhe, die sich einstellt, wenn längst Vergessenes schemenhaft Gestalt annimmt. Er wusste etwas über diese Papiere.

Er strich über das Oval aus Perlmutter und öffnete den Deckel. Der vage, süßlich-herbe Restduft eines edlen Tabaks strömte ihm entgegen. Der Geruch, so schien es ihm, brachte die Erinnerung zurück. Er meinte, den Druck der Armlehne

auf Pobacke und Oberschenkel zu spüren und sah diese wenigen vertrauten Augenblicke, die er mit dem Vater gehabt hatte, vor sich.

»Ich bin desertiert«, hörte er die Stimme des Alten aus weiter Ferne.

Er hatte am Niederrhein in einer Panzerdivision gekämpft, und als die Großoffensive der Alliierten begann und seine beiden engsten Kameraden innerhalb von Minuten tot neben ihm zusammenbrachen, verlor er die Nerven.

Ja, jetzt wusste er es wieder.

Der Vater hatte gesagt: »Ohne Verstand bin ich gelaufen, nur weg, weg von der Front. Weg von all den Toten.«

Und einer dieser Toten war der SS-Scharführer Wilhelm Peters gewesen. In der Brusttasche steckte der Ausweis, ein gefaltetes DIN-A4-Blatt, auf dem das Foto durch eingetrocknetes Blut unkenntlich geworden war. In der Manteltasche fand er den Passierschein, ein kleines in Leinen eingebundenes Mäppchen. Er zog dem Toten Mantel und Jacke aus, nahm die Papiere an sich und schaffte es als SS-Scharführer Wilhelm Peters durch die deutschen Linien bis ins Ruhrgebiet. Eigentlich wollte er nach Hause, nach Breslau, aber man sagte, dass dort die Russen seien und die Zivilbevölkerung in großen Trecks die Heimat verließ. Im Ruhrgebiet trennte er sich von dem Mantel und der Jacke und geriet unter seinem richtigen Namen Friedhelm Lubisch in Gefangenschaft. Erst 1948 wurde er entlassen.

Er hatte versucht die Eltern und die Schwester ausfindig zu machen und erfuhr zwei Jahre später über das Rote Kreuz, dass sie in Breslau geblieben und dort umgekommen waren.

Robert Lubisch saß lange schweigend da.

Viele Abende war er damals in das Arbeitszimmer seines

Vaters gegangen und hatte sich die Geschichte erzählen lassen. Immer und immer wieder. Wie vertraut sie miteinander gewesen waren.

Maren nahm das Porträtfoto der Frau aus dem Kästchen. »Was ist mit der Frau? Hat er dazu nichts gesagt?«

»Nein«, Robert schüttelte den Kopf. »Das Bild hat er mir nie gezeigt, jedenfalls kann ich mich daran nicht erinnern.«

»Könnte es deine Großmutter sein? Oder deine Tante?«

»Vielleicht.«

Maren drehte das Foto um. Auf der Rückseite stand: »Fotografier Heuer, Kranenburg«.

»Sieh mal.« Sie hielt ihm die Rückseite des Fotos hin. »Liegt Kranenburg nicht am Niederrhein? Vielleicht gehörte das Bild auch zu den Papieren von diesem Peters. Vielleicht war das seine Freundin oder Frau?«

Sie saßen bis tief in die Nacht, und während sie redeten und spekulierten, wer die Frau wohl war, und wer der Mann, dieser SS-Scharführer – und Maren sagte SS-Scharführer immer wieder, und das SS zischte zwischen ihren Zähnen, als müsse sie die Buchstaben auspusten – wurden diese Dokumente auf einmal wichtig. Gewichtig. Schwer. Der Mann war tot, die Frau vielleicht auch. Sie griffen immer wieder abwechselnd nach dem Foto, auf dem diese Frau auf eine fast intime Weise lächelte. So lächelte man doch keinen Fremden an. Auch keinen Fotografen. Wer war dabei gewesen? Dieser Wilhelm Peters? Oder Roberts Vater? Schließlich war auch er zum Ende des Krieges dort gewesen.

Maren sagte: »Vielleicht lebt sie noch?«

Sie sprachen nicht weiter und er fasste keinen Entschluss. Aber es arbeitete in ihm. Vielleicht war sie wirklich die Freundin von diesem Peters gewesen, aber vielleicht hatte sie seinem Vater nahegestanden, und zwar so nahe, dass er ihr

Bild all die Jahre aufbewahrte. Aber warum hatte er es nie hergezeigt, die Frau nie erwähnt?

Der über jeden Verdacht erhabene Vater hatte vielleicht doch ein Geheimnis. Der Gedanke gefiel Robert. Vielleicht würde sich eine Schwäche offenbaren, eine kleine Delle in der glatten Unantastbarkeit des Alten, mit der er so viele Jahre gekämpft hatte.

Robert lächelte. Er spürte, dass es für ihn wie eine Befreiung wäre, wenn er den übermächtigen Vater auf eine normale Größe zurechtstutzen könnte. Er wollte es wissen. Nur für sich.

Kapitel 3

20. April 1998

Der Frühling hatte nach einem milden Winter nicht lange auf sich warten lassen, und in den letzten Tagen war das Thermometer auf sommerliche 25 Grad gestiegen. Am Niederrhein zeigten sich die Wiesen in sattem Grün, übersät vom Gelb des Löwenzahns, und dazwischen hielt Wiesen-schaumkraut an langen Stielen kleine rosafarbene Blüten hoch. Die Höfe und Dörfer wirkten wie willkürlich und mit großer Hand in die Ebene gestreut, Häusergruppen, die in der flachen Weite kauerten.

Robert Lubisch war zu einem Kongress an der Raboud Universität in Nimwegen eingeladen und nutzte die Gelegenheit, sich in Kranenburg nach dem Fotoatelier Heuer zu erkundigen.

Gegen Mittag erreichte er den Ort. Ein Kreisverkehr und dann eine Straße wie ein breiter Schnitt, an dem sich die Häuser aus dunkelroten Backsteinen zu beiden Seiten wie Schaulustige in die erste Reihe drängten. Kleine Geschäfte und Ladenlokale unter spitzen Dächern. Es waren nur wenige Menschen unterwegs.

Er stellte den Wagen in einer der Parkbuchten am Straßenrand ab und betrat ein Lokal mit blütenweißen Stores vor den Fenstern.

Auf den Tischen standen, auf gestärkten cremefarbenen Tischdecken, kleine Porzellanvasen mit bunten Plastiksträußchen, die man mit einem Staubwedel frisch halten konnte. Eine Schiefertafel neben der Theke pries in ge-

schwungener Schrift Spargelgerichte an. Es war noch früh, das Restaurant menschenleer.

Eine rundliche Frau stand hinter der Theke, öffnete mit einem Steakmesser Briefe und ließ die leeren Umschläge achtlos in den Papierkorb zu ihren Füßen fallen. Ihr gegenüber saß ein älterer Mann vor einem halbvollen Glas Bier und rauchte filterlose Zigaretten. Als Robert Lubisch sich an den Tresen stellte, sahen die beiden ihn erwartungsvoll an. Er grüßte.

»Essen«, sagte die Frau, »gibt es erst in einer Stunde. Um zwölf.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Essen wollte ich nicht, vielen Dank.«

Er bestellte Espresso und zog das Porträtfoto aus der Tasche seines Leinenjacketts.

»Ich wollte Sie fragen«, begann er umständlich, »ob Sie mir vielleicht weiterhelfen können?«

Er legte das Foto mit der Rückseite nach oben auf den Tresen und wies auf den Stempel. »Ich suche diese Adresse. Fotoatelier Heuer.« Er lächelte verlegen: »Vielleicht gibt es das heute gar nicht mehr, aber ...«

Die Frau, wahrscheinlich die Wirtin, unterbrach ihn. »Heuer, ja Mensch, der ist doch schon mindestens zwanzig Jahre nicht mehr.« Der Mann beugte sich über die Fotorückseite und nickte zustimmend. »Mindestens!«, pflichtete er bei, drehte sich auf seinem Hocker um und wies in eine unbestimmte Richtung. »Der war doch da am Eck, wo jetzt der Linnen sein Versicherungsbüro hat.«

»Richtig.« Die Frau schenkte der Post jetzt keine Beachtung mehr. »Aber vor Linnen war ja noch die Wiebke Steiner mit den Kindermoden da drin.« Sie verschränkte die Arme und musterte Lubisch misstrauisch. »Warum wollen Sie das denn wissen?«

Er zögerte, hatte für einen Augenblick das Gefühl, er dürfe die Frau auf dem Foto nicht einfach herzeigen. Das war albern. Er wusste das.

Er drehte das Foto um. »Wissen Sie, wer diese Frau ist?«

Die Wirtin nahm das Bild und betrachtete es eingehend. »Soll die von Kranenburg sein?«

Lubisch zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass dieses Foto im Atelier Heuer gemacht worden ist.«

Sie reichte das Bild an den Alten weiter, der es in seinen nikotingelben Fingern hielt und mit ausgestreckten Armen und zusammengezogenen Augenbrauen begutachtete. Er zuckte mit den Schultern: »Ich bin ja nicht von hier, bin erst 1962 hergezogen, und das Bild ist sicher älter. Aber der alte Heuer, der lebt doch noch ... Muss schon an die neunzig sein, der Heuer.«

Die Wirtin war jetzt unverhohlen neugierig. »Was ist denn mit der Frau? Ich mein, wieso suchen Sie die?«

Robert Lubisch log, ohne genau zu wissen warum. Es war eine Art Unbehagen, das sich in ihm breitmachte. »Meine Mutter ist verstorben, und diese Frau war in ihrer Jugend ihre beste Freundin. Ich bin zufällig in der Gegend und dachte, vielleicht kann ich sie ausfindig machen«, sagte er eine Spur zu eilig.

Die Kaffeemaschine ließ ein abschließendes Zischen und Brodeln hören. Die Wirtin stellte ihm den bestellten Espresso hin.

»Wie heißt sie denn?«, fragte sie nach einer längeren Pause, in der sie zu überlegen schien, ob sie dem Fremden glauben sollte.

»Das weiß ich leider nicht.«

Sie verschränkte ihre Arme unter einem fülligen Busen.

»Tja. Da weiß ich jetzt auch nicht ...« Sie musterte Robert Lubisch ungeniert und dann traf sie eine Entscheidung. »Aber der Heuer, der wohnt bei seinem Sohn in Nütterden.« Sie griff nach hinten, öffnete im Rückbuffet eine kleine Schranktür und holte ein Telefonbuch hervor. Die Finger immer wieder anleckend, blätterte sie die Ecken des dünnen Papiers zügig durch.

»Hier. Norbert Heuer. Das ist sein Sohn.« Sie schrieb die Adresse und Telefonnummer auf einen Kellnerblock, riss den Zettel ab und reichte ihn Robert.

Er kippte den Espresso hinunter, bedankte sich und ließ ein großzügiges Trinkgeld zurück.

Als er hinaustrat, hatte die Sonne weiter an Kraft gewonnen. Er zog das Jackett aus, legte es auf die Rückbank seines Wagens und krepelte die Hemdsärmel bis zu den Ellbogen auf. Angespornt durch diesen Erfolg im ersten Versuch entschied er sich, auf gut Glück nach Nütterden zu fahren.

Das Einfamilienhaus mit gepflegtem Vorgarten lag in einem Wohngebiet, das wohl in den Sechzigerjahren entstanden war.

Als er vor der Nummer 23 ausstieg, überfiel es ihn wieder, dieses Unbehagen. Dieses Gefühl, sich in Dinge einzumischen, die ihn nichts angingen. Er schüttelte den Kopf. Wie nannte Maren ihn immer: Mein Bedenkenträger!

Auf sein Klingeln öffnete eine Frau um die sechzig die weiße Kunststofftür mit dem goldenen Klopfer in der Mitte, der nur Zierrat war. Er erklärte sein Anliegen und plötzlich war ihm das alles unangenehm. Was fiel ihm denn ein, die Leute wegen eines mindestens fünfzig Jahre alten Fotos zu belästigen.

Für einen Augenblick hoffte er, sie würde ihn einfach weg-

schicken. Dann würde er sich in seinen Wagen setzen und auf direktem Weg nach Nimwegen fahren.

Sie sagte: »Ach, na wenn Sie da mal Glück haben. Wenn das schon so lange zurück ist ... Aber kommen Sie, fragen Sie ihn selber.«

Im Wohnzimmer hockte ein schwächtiger Mann mit einer Lupe über der Tageszeitung. Die Polstermöbel waren braun und zu schwer für das kleine Zimmer, und der Alte wirkte in dem großen Sessel wie ein Kind.

Er stand mühsam auf und sie gaben einander die Hand. Robert überragte ihn um fast einen halben Meter und setzte sich eilig.

Die Schwiegertochter bot Kaffee an und ging hinaus.

Heuer schaute mit großen wässriggrauen Augen und wartete. Robert dachte an Heuers Beruf, an den Blick durch die Linse, an das Warten auf den richtigen Moment. Diesen Bruchteil einer Sekunde, den einzufangen sich lohnte.

Er beugte sich vor und schob das Foto über den Tisch.

»Vielleicht haben Sie dieses Bild aufgenommen?«, fragte er leise. »Jedenfalls stammt es aus Ihrem Atelier«, und er wusste nicht, warum er fast flüsterte.

Heuer nahm die Lupe, betrachtete das Porträt und die Rückseite eingehend. Robert Lubisch sah die wässrigen Augen für einen Moment durch die Lupe vergrößert und dachte an einen See, auf dem sich Nebel sammeln, um sich nie wieder aufzulösen.

»Ja, das ist von mir«, sagte der Alte und legte Bild und Lupe zurück. Robert hatte Stolz auf diese Arbeit erwartet, aber dieses »Ja, das ist von mir« klang resigniert.

Frau Heuer kam mit einem Tablett, verteilte rosageblühtes Kaffeegeschirr und goss Kaffee aus einer bauchigen, dazu passenden Kanne ein. Sie schwiegen. Dann zog sie sich wie-

der zurück und die leise Nachdrücklichkeit, mit der sie die Tür hinter sich schloss, gab diesem Treffen etwas Heimliches.

Der Alte rührte in seinem Kaffee und schien dem hellen gleichmäßigen Klang, wenn der Löffel gegen die dünnwandige Tasse stieß, nachzulauschen.

Robert wartete.

»Das ist Therese«, sagte Heuer, und auch er sprach leise. Seine Stimme mischte sich mit dem Porzellanklang und Robert meinte, der Alte habe den Namen gesungen.

Heuer legte den Löffel beiseite und sah auf. »Therese Pohl. Später Therese Peters.«

Robert rutschte in seinem Sessel ein Stück vor. »Die Frau von Wilhelm Peters?«

»Ja«, sagte er. »Wilhelm Peters.«

Robert spürte Enttäuschung.

»Der Wilhelm ist vermisst«, sagte Heuer und nahm einen Schluck Kaffee. »Seit damals ist der vermisst.«

Lubisch runzelte die Stirn.

»Wilhelm Peters ist nicht gefunden worden?«, fragte er skeptisch.

Der Alte schüttelte langsam den Kopf. »Nein. Nie.«

»Wissen Sie vielleicht, ob Frau Peters noch lebt und wo ich sie finden kann? Oder hatten sie vielleicht Kinder?«

Er wusste nicht, warum er das fragte. Eigentlich war seine Suche hier zu Ende. Er hatte keine heimliche Geliebte des Vaters gefunden. Aber jetzt hatte die Frau einen Namen und es war, als sei sie dadurch ein Stück näher herangerückt, herausgetreten aus dieser sepiafarbenen Ferne.

Heuer nahm das Bild auf und es schien, als spräche er zu dem Foto.

»Die ist dann auch weg. Nicht lange danach ... Hat man

nie mehr was von gehört. Und ... nein, Kinder hatten die keine.«

»Wo haben die Peters damals gewohnt?«, versuchte Robert die aufkommende Enttäuschung zu bremsen.

»Zuletzt haben die draußen gewohnt.« Er machte eine schwache Armbewegung. »Auf dem Höverkotten.«

Dann sah er Robert direkt an.

»Aber sagen Sie, woher haben Sie das Bild?«

Robert Lubisch zögerte kurz, dann entschied er sich für eine Teilwahrheit. »Es war in den Unterlagen meines Vaters.«

Auf dem Gesicht des Alten zeigte sich zum ersten Mal ein Lächeln. »Ja, ja. Die Therese. Das war ein hübsches Mädchen. Die ist sicher nicht lange allein geblieben. Vielleicht hat sie ja doch noch ihr Glück gemacht.«

Als Robert sich verabschiedete, blieb er noch einmal stehen. Er musste das einfach fragen. »Herr Heuer, können Sie sich an diesen Fototermin erinnern? Wissen Sie noch, ob Therese alleine kam oder in Begleitung?«

Die schwimmenden Augen wichen aus und er starrte sekundenlang vor sich hin. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein. Ich meine, sie kam alleine, aber das ist lange her, ich kann mich nicht mehr genau erinnern.«

Robert stand mit Heuers Schwiegertochter schon am Gartenzaun, als er nach dem Weg zum Höverkotten fragte. Sie erklärte ihm den Weg. »Aber der ist erst seit einigen Jahren wieder bewohnt«, sagte sie nachdenklich, »der hat ja bald vierzig Jahre leer gestanden. Also ich würde meinen, wenn es um so alte Geschichten geht, da fahren sie besser direkt zum Höverhof. Paul und Hanna Höver. Die sind hier aufgewachsen. Die wissen da sicher besser Bescheid.«

Robert Lubisch bedankte sich.

Der Höverhof lag hinter Kranenburg und machte einen gepflegten Eindruck. Ein schmaler Asphaltweg führte von der Landstraße weg, an einer hohen Hecke vorbei zum Wohnhaus. Dahinter lagen weiß getünchte Stallungen. In der offenen Scheune standen ein alter Trecker und zwei Anhänger.

Am Wohnhaus führten vier breite Stufen zu einer schweren Eichentür hinauf. Zu beiden Seiten des Eingangs standen Terrakottatöpfe, in denen üppige Geranien blühten. Noch bevor er den Klingelknopf drücken konnte, begann ein Hund im Innern des Hauses zu bellen.

Er schellte zwei Mal und das Tier schien mit jedem Klingelzeichen aufgeregter, kläffte jetzt unmittelbar hinter der Tür. Robert wich einen Schritt zurück.

Sonst war nichts zu hören. Er sah sich um. In der Scheune neben dem Trecker war reichlich Platz und auf dem Betonboden waren Ölflecke zu erkennen. Vermutlich parkte dort normalerweise ein Pkw.

Er sah auf die Uhr. Viel Zeit hatte er nicht mehr. Auf der Wiese, direkt am Haus, weideten Pferde, daneben lag ein Voltigierplatz und im Westen, hinter den Feldern, duckte sich ein kleines, alleine stehendes Haus vor einem Waldstück.

Das musste der Höverkotten sein. Das könnte er noch probieren.